

ten; konnte er sie dem Hessen WINKELMANN eigenhändig zusenden, so hat er es bei dem großen und schon berühmt gewordenen Unternehmen im Frankfurter Ausland vielleicht vorgezogen, seine Beschreibung als anonymen Beitrag, etwa durch einen Mittelsmann zugehen zu lassen.

*

So wirft die Neuausgabe schon bei diesem ersten Bande eine Reihe gewichtiger Fragen auf, die tief in die kulturgeschichtliche Situation dieser Übergangszeit hineinführen. Die Ausstattung ist aufs beste geeignet, ihnen nachzugehen und damit ebenso sehr dem Liebhaber wie dem Fachmann zu dienen. Die Wiedergabe der Bilder ist vortrefflich; die Aufgabe, das Handwerkliche eines alten, selbst in der damaligen „Massenproduktion“ noch individuell gestalteten Kupferstichs klar und substantiell zu bewahren, ist aufs beste gelöst — die lange Verlagstradition auf dem Gebiet des großen Tafelwerks ist ihr offensichtlich zugute gekommen. WILHELM NIEMEYERS Nachwort gibt eine umfassende und dabei übersichtliche Einführung in das Werk und den Arbeitskreis, um auch dem fernerstehenden Leser das Verständnis für Entstehen und Charakter dieser so bekannten und im Grunde doch wenig gekannten Publikation zu eröffnen.

Es ist eine Leistung, die erregend aktuell wird. Wie zu MERIANS Zeit hat der Krieg wieder ein unersetzbares Stück alter Stadtbilder vernichtet, noch sinnloser und gründlicher als damals. Aber noch folgenschwerer wird sich vielleicht der gegenwärtige und in seinen Auswirkungen schwer zu überschauende Strukturwandel unserer Wirtschaft und Sozialordnung in dem übriggebliebenen, an sich immer noch recht stattlichen Rest bemerkbar machen. Einzelne Ziemeilen, die im Reiseführer besternt sind und die jeder fortschrittliche Zeitgenosse kennen muß, werden amtlich oder sogar auf Kosten der Wirtschaft geschützt, aber das Ganze erscheint vogelfreier als je zuvor, allen Bemühungen um Heimatschutz und Denkmalpflege zum Trotz. Noch ist es nicht zu spät, noch kann wertvollstes Kulturgut ohne erhebliche Mühe und Opfer, oft nur mit etwas Nachdenken und gutem Willen gerettet werden. Kann das neue Unternehmen „Merian“ nicht eine wesentliche Hilfe dazu leisten? Mithelfen, daß diese Erkenntnis und ihre Folgerungen tiefer und nachhaltiger als bisher in die Praxis, in Parlamente und Kommunalverwaltungen und alle sonst beteiligten Kreise eindringt? Wenn ihm das gelingt, hat der neue „Merian“ wohl seine wichtigste und noch sehr nachdrücklich zu beachtende Aufgabe getan. Claus Cramer

Aus der Welt der Brüder Grimm

Ein Forschungsbericht

Am 20. Dezember 1859 ist Wilhelm Grimm im 75. Lebensjahre gestorben. In hohem Alter, wenn man bedenkt, daß er seit Jünglingsjahren seine Lebensweise einer gefährdeten Gesundheit angleichen mußte. Geholfen hat ihm seine heitere Natur, die sich in der Stille seines Gelehrtenlebens das ihr Gemäße durch ruhiges Abwägen sicherte. Man darf daher nicht übersehen, daß er sich in bedeutenden Zügen

anders bewegte als sein um mehr als ein Jahr älterer Bruder Jacob. Grade dies hat erleichtert, daß die Brüder bis zum Tode Wilhelms in ungetrübter Freundschaft zusammenblieben. Mit der Offenheit eines liebenden Herzens hat Jacob das, was den Bruder von ihm unterschied, in der „Rede auf Wilhelm Grimm“ vom 5. Juli 1860 freigelegt. Ein wegweisender Merksatz (in Jacobs Schreibweise): „*seine ganze art war*

weniger gestellt auf erfinden als auf ruhiges, sicheres in sich ausbilden.“ Es hat drum besonderen Reiz, das Leben des versonnenen Wilhelm unabhängig vom Leben des genialisch-unruhigen Jacob nachzuzeichnen. Gerichtet auf diese Aufgabe, sucht WILHELM SCHOOF das persönliche Leben Wilhelms freizulegen, wie es von ihm außerhalb der gelehrten Arbeit im Verkehr mit Freunden und Freundinnen gelebt worden ist. Beim Anführen dieses Buches, das nachdrücklich an den 100. Todestag des dem Hessenland entstammenden Gelehrten erinnern will, muß daher der Untertitel stets mitgenannt werden: ‚Wilhelm Grimm — Aus seinem Leben‘¹. Das Vorwort bemerkt, daß „gedrucktes und ungedrucktes Quellenmaterial“ benutzt werde, das „weniger oder nicht bekannt“, aber für Wilhelms „lauteren Charakter“ bezeichnend sei. Schon darin liegt, daß wir eine Art Hausbuch zu erwarten haben, das durch Belege zu sprechen sucht, wie sich denn auch SCHOOF nicht als Verfasser, sondern als Herausgeber nennt.

SCHOOF hat in jahrzehntelanger Arbeit die persönlichen Verhältnisse der Brüder durch Urkundliches aufzulichten gesucht. Er gehört auch zu den wenigen, die sich mit dem Nachlaß der Brüder vertraut gemacht haben. So ist fast selbstverständlich, daß auch der Kenner der Grimms gefördert wird. Dies gilt selbst dann, wenn er auf Grimmworte stößt, die aus bekannten Sammlungen ausgezogen sind. Denn wer begrüßt nicht gern alte Freunde in neuer Umgebung? Und doch wird der aufmerksame und empfindliche Leser nicht selten im Behagen gestört, auch wenn er betont wissenschaftliche Ansprüche ausschaltet. Das ist schon etwas durch den Aufbau des Erinnerungsbandes mitbedingt. Fünf-

zig Kurzaufsätze sind in fünf Abschnitte gebündelt: neun unter „Kindheit und Jugend (1786—1805)“, sechsundzwanzig unter „Kassel (1805—1829)“, sieben unter „Göttingen (1829—1838)“, einer unter „Wieder in Kassel (1838—1841)“, nochmals sieben unter „Berlin (1841 bis 1859)“. Schon äußerlich fällt auf, daß der Abschnitt „Kassel (1805—1829)“ fast soviel Raum beansprucht wie die anderen zusammengenommen. Diese unharmonische Gliederung tritt nicht nur ein, weil die Quellen, aus denen SCHOOF schöpft, für die spätere Zeit nicht in gleicher Stärke fließen. Hinzukommt vielmehr, daß manche Themen der Kurzaufsätze über die Abschnitte hinausragen, in denen sie erscheinen, so schon gleich in den kleinen Kapiteln des ersten Abschnittes: „Studienfreund E[rnst] O[tto] v[on] d[er] Malsburg“, „Studienfreund Paul Wigand“. Störender ist etwas anderes. Mehrfach stößt man in der lockeren Reihung der Einzelskizzen auf unnötige Wiederholungen. Einige Beispiele! Kurz hintereinander hören wir in Variationen, daß Jacob Ostern 1802, Wilhelm Ostern 1803 das Lyceum Fridericianum verläßt und zur Universität zieht (S. 19/20), woran übrigens das Beachtenswerte ist, daß Jacob aus Unterprima, der kränkliche Wilhelm aus Obersekunda abgeht. Wigands Redigieren der „Kasseler Zeitung“ erscheint ohne Grund auf zwei Seiten hintereinander (S. 45/46). Die vorgeschichtlichen Grabhügel, die im Hofbereich der Familie von Schwertzell liegen, werden uns in zwei aufeinanderfolgenden Abschnitten vorgeführt (S. 163/164). Offenbar ist früher Formuliertes sorglos ineinandergeschoben². Zu solcher Sorglosigkeit gehört auch, daß etwa eine Briefstelle nicht ihren richtigen Platz findet, vielleicht weil ein Zettel an eine falsche

¹ Wilh. Grimm — Aus seinem Leben. Hrsg. von W. SCHOOF (Ferd. Dummlers Verlag Bonn 1960) = Dümmlerbuch 8350. 80 377 S. m. 4 Taf. — Mit Angabe benutzter Literatur, mit einer Zeittafel über das Leben Wilh. Grimms (unter Benutzung seiner Tagebücher) und mit Namenverzeichnis.

² Zu S. 135 wäre richtig zu stellen, daß das 1811 ausgebrannte Landgrafenschloß nicht von Heinrich dem Kinde, sondern von Philipp dem Großmütigen erbaut wurde, zu S. 180/181, daß die erste Wohnung, die die Grimms 1824 auf der Bellevue bezogen, „heute Schöne Aussicht Nr. 9“ ist, die zweite dort 1826 bezogene (ehedem Nr. 7) „heute“ nicht mehr besteht.

Stelle geriet. Es ist schade, daß SCHOOF früher Erarbeitetes nicht mehr bis in die Sprache hinein umgeformt hat³. Doch wir dürfen darüber hinweggehen. Denn SCHOOF verpflichtet uns hier wie sonst zum Danken, daß er die Erinnerung an die Grimms wachhält und zwar vor allem auch über gelehrte Kreise hinaus. Zwar können wir hier nicht ausführlicher darlegen, was SCHOOFs Buch bringt. Aber einige Beispiele mögen für das Ganze stehen. Weniges füge ich ergänzend hinzu. Dabei leitet mich der Wunsch, zu einer Grimm-Forschung anzuregen, die uns eine neue Biographie der Brüder schenkt.

Den ersten Abschnitt schließt *Ungedrucktes* ab, das von 1801 bis 1806 in Wilhelms „Stammbuch“ eingetragen ist (S. 50–64). Die Einträge deuten den Lebenskreis an, in dem sich Wilhelm bewegte: harmlos rührende Zeugnisse des Zeitstils. Beachtenswert die klingend gereimten fünf Fußigen „Jamben“ Jacobs vom 8. Dezember 1803, die, wie SCHOOF vermutet, nicht übernommen sind⁴. Daß Clemens Brentano und Achim von Arnim ein Kapitel erhalten, braucht kaum erwähnt zu werden. Gut ist, daß aus Wilhelms „Selbstbiographie“ des Jahres 1831 herausgehoben wird, was ihm im Winter 1803/04 der kurze Einfluß des jungen Juristen Carl von Savigny bedeutet hat: „Einsicht von dem Werte geschichtlicher Betrachtung und einer richtigen Methode“. Recht daneben geht freilich SCHOOFs Behauptung, das Verhältnis der Brüder zu Savigny sei „bis an ihr Lebensende ungetrübt“ geblieben (S. 115), noch mehr der Satz, die „Persönlichkeit Savignys“ habe Wilhelm als „Leitstern“ bis ans Lebensende begleitet und beglückt (S.

118). Gewiß, bei dem dankbaren Sinn der Brüder und der beherrschten Art Savignys ist es in der Berliner Zeit zu keinem ernstesten Zerwürfnis gekommen. Aber wir wollen beachten, wofür auch SCHOOFs Buch Belege gibt: Die Brüder haben zwar als Honoratiorensöhne trotz armer Jugend und trotz innerer Ablehnung ständischer Privilegien von früh an mit geistig regen Mitgliedern des Adels freundschaftlich verkehrt. Aber nicht nur dem Einzelgänger Jacob, sondern selbst dem geselligen Wilhelm war jene ständisch bedingte Weltläufigkeit fern, die zur Umwelt des älteren Savigny gehörte. Auch stand zwischen ihm und den Brüdern, daß er die Entscheidung, die die Brüder 1837 im hannoverschen Verfassungskonflikt trafen, nicht mitvollzogen hatte. Doch weiter! Ein wichtiges kleines Kapitel trägt die Überschrift „Goethe und Wilhelm Grimm“. Der Wert liegt in der Vermittlung von Tatsachen. Über das aber, worin Wilhelm auf Grund seiner begrenzten Eigenart nicht mit Goethe geht, breitet SCHOOF einen verschönenden Schleier. Den „West-östlichen Divan“ Goethes nahm Wilhelm nicht auf; zu den „Wanderjahren“ meinte er, das „seltsame Erziehungswesen“ begreife kein „ordentlicher Mensch“. Das will aus Wilhelm verstanden sein, der seinen eigenen Goethe hat. Was sollen demgegenüber die Behauptungen, Goethe habe in „Dichtung und Wahrheit“ sein Leben als „souveräner Beherrscher der Sprache“ beschrieben und sei „damit (!) zum unerreichten Vorbild für Wilhelm Grimm“ geworden (S. 129), ja mit Goethes Tod sei für ihn „der Leitstern seines Lebens erloschen“ (S. 133)? Ich erspare mir, dazu ein Wort zu sagen⁵.

³ Ich scheue mich, Sorglosigkeiten der Sprache anzuführen. So liest man über Wilh. Grimm, dessen Sprache eigenen Zauber hat, nicht gern, daß er seine „Freundschaft“ zu Clemens Brentano (S. 86) und seine „Anhänglichkeit an Kassel“ (S. 140) „unter Beweis“ stellte, daß er eine „große Schwärmerie“ für Jean Paul „besaß“ (S. 119). Nichts vorstellen kann ich mir unter der Behauptung, Goethe habe Wilh. Grimm (Dativ) „als höchstes Ziel in allen Lebenslagen“ gegolten (S. 127). Wie sollte er es auch?

⁴ Merkwürdig in einem der Einträge die Verstümmelung der Hebel-Strophe „Ne freudig Stündli, / isch's nit e Fündli“, bei deren Wiedergabe nicht einmal die Reime erfaßt sind. Oder liegt ein Versehen vor?

⁵ Überhaupt die literarischen Urteile! Jean Paul sei ein „Klassiker der bildlichen Rede“, „ähnlich wie Wilhelm Schäfer“ in unserer Zeit (!) (S. 122). Nichts gegen unseren hessischen Landsmann Schäfer,

Fast selbstverständlich ist, daß SCHOOF, der in Willingshausen lebt, auf die Jahre eingeht, in denen Wilhelm mit der dort ansässigen Familie von Schwertzell, insbesondere mit der 1790 geborenen Wilhelmine von Schwertzell verbunden war. In diese Beziehung spielt ein wenig gekannter Vorgang hinein, der die Anfänge der deutschen Altertumskunde beleuchtet. In einer vorgeschichtlichen Begräbnisstätte des Willingshäuser Gutsbereichs wurden Sandsteine gefunden, die Spuren zeigten. Der Historiker Christoph Rommel, damals noch Professor in Marburg, griff den Fund auf. Wilhelm sprach 1821 ein vorläufiges Schlußwort in seiner Schrift „Über deutsche Runen“, indem er einen Runencharakter der Spuren ablehnte. Gleichwohl erbat sich der Breslauer Professor Joh. Gustav Büsching am Jahresende 1824 (?) eine Nachbildung für die dortige Altertumssammlung. Die Art, wie man sich um den Willingshäuser Fund bemühte, läßt sich nur beurteilen, wenn man sich jenseits von allem Persönlichem an den damaligen Forschungsstand hält. Dies gilt auch für den letzten, zur Vorsicht mahnenden Brief, den Wilhelm am 16. März 1825 an den leidenschaftlichen Sammler Büsching richtet. Für SCHOOF hat Wilhelm in diesem Briefe verstanden, „lästige Dilettanten abzuschütteln“. Doch so geht es nicht. Gewiß, Rommel wie Büsching, der übrigens gleich den Brüdern von Haus aus Jurist war, lebten noch in einem Denken, das von der kritischen Methode der aufblühenden historischen Schule nur gestreift war. Aber wir wollen nicht vergessen, daß der etwas groß-

spurige, aber von echtem Eifer getriebene Büsching eindeutige Verdienste gehabt hat. Die Grimms durften als junge Gelehrte, die ihren Weg suchten, vom dem Standort aus sprechen, den sie sich erarbeitet hatten. Wir aber haben in Lob und Tadel für geschichtliche Gerechtigkeit zu sorgen. Daß die Angelegenheit „Büsching“ mit diesem Briefe für Wilhelm erledigt war, hat übrigens einen einfachen Grund. Der erkrankte Büsching verließ 1825 das schlesische Provinzialarchiv und starb wenige Jahre später außerhalb Breslaus⁶.

Der Name Wilhelmine von Schwertzells führt uns zum ausgedehntesten und liebenswürdigsten Kapitel, das unter der Überschrift „Frauen um Wilhelm Grimm“ steht. Es folgen hier aufeinander Dortchen Grimm geb. Wild (geb. 1793), Bettina von Arnim geb. Brentano (geb. 1785), Annette von Droste-Hülshoff (geb. 1797), Kurfürstin Auguste von Hessen (geb. 1780), die Freundin Ernst Ottos von der Malsburg Philippine von Calenberg (geb. 1765) und endlich Wilhelmine (geb. 1790, gest. 1849). Ich hebe Stellen heraus, die tiefer in die Welt der Brüder eindringen lassen. Ein erstes: SCHOOF übergeht nicht die „Hoffmann-Affäre“, die zeigt, wie wenig die Brüder zu der unruhigen Bettina paßten, der sie verpflichtet waren (S. 220–222). Hoffmann von Fallersleben, wegen politischer Gedichte 1843 aus der Breslauer Professur entlassen, war im Februar 1844 an Wilhelms Geburtstag aufgetaucht und von Teilnehmern eines studentischen Fackelzuges durch Hochrufe mitgefeiert worden. Bis in die erregte Öffentlichkeit

der ein Rheinländer geworden ist. Aber man braucht kaum zu erklären, daß hier die Maßstäbe falsch sind. Wunderlich der Satz: Goethes Leben sei in „Dichtung und Wahrheit“ dargestellt „im Zusammenhang mit dem Boden des Volkes in Sprache, Sitte und Brauchtum“ (S. 129). Verunglückt die Wendungen: „Ludwig Tieck, der markanteste Vertreter der Romantiker“ (S. 191), ein „anderer Vertreter der Romantik, August Wilhelm Schlegel“ (S. 191), der „Dramatiker Graf Platen-Hallermünde“ (S. 193).

⁶ Über Joh. Gustav Büsching (1783–1829) vgl. man den biographischen Artikel von ALWIN SCHULTZE → Allg. Dt. Biographie 3 (1876) 645 f.; ferner H. GUMMEL: Forschungsgeschichte in Deutschland = Die Urgeschichtsforschung und ihre historische Entwicklung in den Kulturstaaten der Erde, Bd. 1 (Berlin 1938) 405 ff. und passim, s. Register S. 473. — Der Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie von den ältesten Zeiten bis ins 16. Jahrh., hrsg. 1812 von FRIEDR. VON DER HAGEN und JOH. G. BÜSCHING, ist auf Jahrzehnte dankbar benutzt worden: Jacob Grimms Besprechung in den ‚Heidelberger Jahrbüchern‘ steht im 3. Teil der ‚Kleineren Schriften‘ (1882) 74–84.

drang die Meinung, Bettina habe Hoffmanns Auftauchen eingeleitet. Man sollte hierzu stets genauer die Erklärung heranziehen, die die Brüder Anfang März in der Vossischen Zeitung abgegeben haben. Der Satz: „*In dem Qualm des Partheiwesens, von welcher Seite er aufsteigt, können wir nicht athmen*“, deutet an, wie je die Brüder das Politische von einem Standort sahen, der außerhalb der Tagespolitik lag. Ein zweites: Mit Recht betont SCHOOF, daß die Brüder im Februar 1829 „letzten Endes“ gegenüber Rommel zurückgesetzt wurden, weil sie sich zu der von ihrem Manne getrennt lebenden Kurfürstin hielten (S. 231). Wer dies Hintergründige nicht mitauffaßt, wird die Entscheidung des Kurfürsten nicht verstehen, die folgenreich auf das empfindliche Ehrgefühl der Brüder traf. Ein letztes: Von der Freundschaft, in der sich Wilhelmine von Schwertzell dem vier Jahre älteren Wilhelm zuwandte, übermittelt SCHOOF einen lebhaften Eindruck, indem er viel aus den fünfundsiebzig Briefen Wilhelmines vorlegt, die zwischen dem Sommer 1818 und dem März 1841 geschrieben sind. Würden noch einmal Wilhelms Briefe gefunden werden, könnte wohl der Druck dieses Briefwechsels dazu anregen, das Leben der Brüder von einer neuen Seite zu belichten. Es ist nämlich für die Charakteristik der Brüder keine nebensächliche Frage, wie sie in ihrer Verschiedenheit nach dem Weiblichen hin geöffnet waren.

Ich breche ab. Zweierlei dürfte WILHELM SCHOOF zu seinem Buche gedrängt haben, das richtiger mit Hervorziehen des Untertitels „Aus dem Leben Wilhelm Grimms“ hieße: der Wunsch, verstreute Studien vereinigt zu sehen und

zum 100-jährigen Todestag Wilhelm Grimms ein Werk der Erinnerung anzubieten. Er wird bedauert haben, daß sich zu diesem Tage so etwas wie eine Grimm-Forschung nicht gemeldet hat. Die Zeit ist in der Tat für eine neue Grimm-Forschung reif, nachdem das frühe wie das späte 19. Jhdt. mit ihren Vorklängen und Nachklängen überschaubare und verstehbare Vergangenheit geworden sind. Aber grade bei den Grimms bedarf es besonderer Zurüstung. Denn sie heben ihre Sicht- und Denkweisen nicht so in ihr Bewußtsein, daß diese in einem geistesgeschichtlichen, geschichtsphilosophischen Zusammenhang erscheinen⁷. Bei dieser Lage wird man als mögliche Vorarbeit begrüßen, wenn für größere Allgemeinheiten die Brüder selbst durch ausgewählte Worte sprechen, die ein unterrichtender Text verbindet⁸. SCHOOFs Sammlung, die aus einem verehrenden Herzen kommt, hat überdies den Vorzug, daß sie Ungedrucktes mitteilt. Warum sie nicht von Störendem frei ist, will ich nicht in einem abschließenden Urteil wiederholen. Ich will es schon deshalb nicht, weil ich nicht weiß, unter welchen erschwerenden Bedingungen der belesene Verfasser arbeiten muß. Es bleibt zudem: Auch wer das Werk und Leben Wilhelm Grimms gut kennt, wird sich auf Schoofs Wege belehrt und bereichert fühlen. Den stärksten Gewinn hat, wer zwischen den Zeilen lesen kann.

Wir wenden uns einer Sonderfrage zu. Im Jahre 1959 erschien WILHELM SCHOOFs Zusammenfassung „Zur Entstehungsgeschichte der Grimmschen Märchen“⁹. In diesem Bande will er abschließen, was von ihm

⁷ Man vgl. hierzu meine Andeutungen → ZHG 67 (1956) 265, in einer Besprechung zu W. SCHOOFs Band: Lebensweisheit. Aus dem geistigen Vermächtnis der Brüder Grimm (1953); ZHG 69 (1958) 196, insbesondere Anm. 2 (Schlußbemerkung zu dem Beitrag: Jacob Grimm und Finnland).

⁸ Zusätzlich weise ich hier hin auf den Band: Die Brüder Grimm. Ihr Leben und Werk (in Selbstzeugnissen, Briefen und Aufzeichnungen), bearb. und hrsg. von HERMANN GERSTNER (Wilhelm Langewiesche-Brandt, Ebenhausen b. München 1952) 80 326 S. Der verbindende Text hält sich im Rahmen der gängigen Auffassungen.

⁹ W. SCHOOF: „Zur Entstehungsgeschichte der Grimmschen Märchen“. Bearbeitet unter Benutzung des Nachlasses der Brüder Grimm (Ernst Hauswedell & Co., Hamburg 1959) 80 247 S.

vor einem halben Jahrhundert begonnen wurde: einen Gang durch die „Werkstatt“ der von den Brüdern geleisteten Märchenarbeit. Aufsätze verschiedenen Umfangs und Gewichts sind als wissenschaftliche Plaudereien zusammengestellt; die einzelnen Kapitel haben im Rahmen des Ganzen eine gewisse Selbständigkeit. Ich beschränke mich darauf, Charakteristisches herauszuheben.

Die Anfänge des Sammelns: „Bis zum Erscheinen des ersten Märchenbandes (1812)“. Im Jahre 1807 sind die Brüder beim Aufzeichnen. Wir merken uns für später den Satz SCHOOFs, es sei ihnen auf die „mündliche Überlieferung und ihre getreue, unverfälschte Wiedergabe“ angekommen (S. 19). Selbstverständlich betont SCHOOF, welchen Wert für uns die „Urfassung“ hat, die am 25. Oktober 1810 an Clemens Brentano geht und erst seit 1924, richtiger seit 1927 aus der südeßsässischen Abtei Oelenberg zugänglich wird. Durch diese sog. Oelenberger Handschrift haben wir ein Drittel der 1812 und 1815 erschienenen Märchen in einem Rohmanuskript, das der ersten Druckfassung vorausliegt. SCHOOF klärt, wer die „Gewährsleute“ dieser Märchen waren. — Der Weg der Grimms wird leichter: „Bis zum Erscheinen des zweiten Märchenbandes (1815).“ Jacob tritt als Sammler zurück. Als er den zweiten Band, den Wilhelm herausbringt, im Januar 1815 in Wien erhält, ist er nur bedingt zufrieden, auch weil das Gebotene der „Unneuheit wegen doch unterm ersten stehe“ (S. 41). Erst bei diesem zweiten Band helfen die „Viehmännin“ sowie die Töchter und Freundinnen der westfälischen Familie von Haxthausen. — SCHOOF spricht nunmehr die „hessischen Gewährsleute“ durch (S. 59 ff.). Die „alte Marie“, die verwitwete Schaffnerin der Wildschen Apotheke in Kassel, der wir das „Dornröschen“ verdanken, steht am Anfang. Geboren war Marie Müller, wie SCHOOF festlegt, in Rauschenberg bei Kirchhain. Aber wenn ich rich-

tig sehe, dürfte nicht unwichtig sein, daß sie nach dem Ziegenhainer Totenbuch vom 22. Januar 1826 eine geborene „Clar“ war. Also wohl einer Hugenottenfamilie entstammte? Man nehme gleich hinzu, daß die Wilds aus Bern kamen, die „Viehmännin“ eine Tochter des hugenottischen Gastwirts Pierson war und die Mutter der Geschwister Hassenpflug hugenottische Herkunft hatte. Ich komme darauf zurück. — Ein eigenes Kapitel erhalten die um die Familie von Haxthausen versammelten westfälischen Freundinnen und Freunde: „Der Bökendorfer Märchenkreis“ (S. 97 ff.).

Das (7.) Kapitel: „Neue Urfassungen der Grimmschen Märchen (1808)“ (S. 136 ff.) bezieht sich auf sechs Texte, die Jacob im Frühjahr 1808 an Savigny für dessen Kinder sandte. SCHOOF druckt diese Texte ab. Er benutzt den Tierchwank „Der Fuchs und die Füchsin“, die Märchenlegende „Das Marienkind“, sowie die Märchen „Rumpenstünzchen“ und „Schneewittchen“, um den „Märchenstil“ Wilhelms zu beschreiben, indem er die „Urfassung“ und die Druckfassungen vergleicht. Unerfindlich ist mir, warum er nirgends sagt, daß er diese Texte bereits buchstabengetreu im „Anhang“ der „Briefe der Brüder Grimm an Savigny“ (1953, S. 423 ff.) veröffentlicht hat. — Das nächste Kapitel nimmt das gleiche Thema auf: „Zur Stilentwicklung der Grimmschen Märchen“ (S. 170 ff.). Es ist bekannt, daß Jacob nahe am Wortlaut des Gehörten bleiben wollte. Was durch Wilhelm siegt, ist nach SCHOOFs Worten das „künstlerische Prinzip“, das zwischen der „wissenschaftlichen Treue“ und dem „volkstümlichen Ton“ ausgleiche (S. 179, auch S. 147). Er ist bereit, die Märchensprache, die sich Wilhelm geschaffen hat, mit anderen den „klassischen Märchenstil“ zu nennen. Diesmal stellt er zur Erläuterung die Fassungen des Märchens vom „Wolf und den sieben jungen Geislein“ mit dem Bechstein-Märchen „Die sieben Geißlein“

zusammen, nicht glücklich im Ton, mit dem er den in seiner Weise verdienstvollen Ludwig Bechstein abtut. — Es folgen „Ungedruckte Märchen aus dem Nachlaß der Brüder Grimm“ (S. 197 ff.). Am Schluß des Bandes steht der Nachweis, daß die unbekannte „alte Frau“, die Ludwig Grimm für die Märchen im Jahre 1812 „nach der Natur“ gezeichnet hat (ein nicht verwandtes Bild), die Mutter seines Münchener Freundes Nepomuk Muyel ist („Das angebliche Bild der ‚Alten Marie‘. Eine Richtigstellung“, S. 227 ff.).

Im Blick auf die Lage der Grimm-Forschung schließe ich einige Überlegungen an, zu denen SCHOOFs Darstellung zwingend ermuntert. Als die Brüder im Jahre 1807 mit dem Aufzeichnen von Märchen beginnen, ist Jacob ein 22-jähriger, Wilhelm ein 21-jähriger. Auch beim Abschluß des zweiten Märchenbandes im Herbst 1814 bewegen sie sich als junge Männer in der ersten, bedingt kritischen Periode ihres Schaffens. Man nehme hinzu, was FRIEDRICH RANKE betont hat: Die Oelenberger Handschrift des Jahres 1810 zeigt, daß zunächst Jacob in jeder Richtung führte¹⁰. Wir sollten daher zweierlei deutlich genug aussprechen: Jacob hat im Grundsätzlichen den Stil der Wiedergabe bestimmt, den Wilhelm in eigener Weise weiterbildet. Aber auch Jacob bearbeitet das Gehörte, so sehr er bemüht ist, es „so rein, als möglich war, aufzufassen“. Was sodann Wilhelm von der Sprache aus tut, darf man ein Dichten nennen, das philologisch gebunden ist. Die Formel, die SCHOOF einmal im Anschluß an Worte Wilhelms braucht, dieser habe den „Inhalt“ unangetastet gelassen und „nur die Form“ geglättet und verfeinert (S. 171), reicht nicht aus, weil im Vorgehen der Grimms Gehalt und Sprache un-

trennbar zusammengehören. Man kann zudem das Wollen Jacobs nur verstehen, wenn man es im engen Zusammenhang mit der Vorstellung sieht, die er von der aus „mythischen Stoffen“ genährten „epischen Poesie“ hat¹¹. All dies zusammengenommen: Auf einem schmalen Grat, der sich zwischen unterliterarischer Überlieferung und literarischer Phantasiekunst hinzieht, entsteht in einem kurzen, nicht wiederkehrenden Zeitraum durch die Brüder Grimm eine Erzählwelt besonderer Art; ein genialer Märchenkennner wie ANDRÉ JOLLES hat einmal für diese Erzählwelt den Ausdruck „Gattung Grimm“ geprägt¹².

Und noch etwas anderes sollte man sich an dem klar machen, was Schoof in der „Werkstatt“ der Grimms vorfindet. Die Grimms haben sich einen Begriff „Märchen“ gebildet, indem sie ihre „Märchen“ gegenüber „Lokalsagen“ absetzten. Uns braucht nicht zu kümmern, wieviele der von ihnen bearbeiteten Geschichten keine „Märchen“ in jenem strengen Sinne sind, wie sie uns die Mustergeschichten von „Dornröschen“ und „Schneewittchen“ anbieten. Sieht man aber auf die Sammeltätigkeit der Grimms, so stellt sich heraus, daß auch damals nicht „Märchen“ überall zu greifen waren. So erklärt sich, wenn FERDINAND SIEBERT 1816 aus Treysa schreibt (S. 87): „Märchen und Sagen fehlen fast ganz bei den eigentlichen Schwämmern“. Geschichten wie die „Märchen“ sind, wenn sie etwas taugen sollen, auch als unterliterarische Gebilde an bestimmte Erzähltalente gebunden, die ihren Erzählstoff von überall her (auch aus Literarischem) an sich heransaugen können. Eine Wendung wie die, daß ein Märchen „aus dem Munde des Volkes“ an die Gewährsleute der Brüder komme (S. 159), hilft nicht weiter. Es war ein

¹⁰ Anzeiger für dt. Altertum 58 (1929) 51/52.

¹¹ Wie ein Grimmsches Märchen als Sprachwerk bis zur 2. Auflage des Jahres 1819 entsteht, zeigt vorbildlich ALFRED ROMAIN (ein geborener Kasseler) in dem Aufsatz: Zur Gestalt des Grimmschen Dornröschenmärchens → Zeitschr. für Volkskunde IV (1933) 84–116; vgl. auch ROMAINS Artikel: Formsinn im Märchen → Handwörterbuch des dt. Märchens II (1935) 191–200.

¹² Einfache Formen (Halle 1930) 219.

Glücksfall, daß die Brüder in der Wildschen Apotheke eine Atmosphäre fanden, die den Märchen günstig war. Und Frau Katherina Viehmann, geb. Pierson, die den Brüdern im Frühjahr 1813 bekannt wurde und schon im Spätjahr 1815 starb, ist eine Ausnahmerecheinung, die grade deshalb verdient hat, durch die Brüder in die Geschichte einzugehen. Es ist eine schwierige und problemhaltige Frage, wo und wie Märchen entstehen, wer sie behält und wer sie erzählt¹³. Wir wollen auch nicht vergessen, wie stark sich das spätere 18. und das frühe 19. Jhdt. dem Märchenhaften öffnen. Damals macht die „Gattung Grimm“ durch einen erhöhten Erzählstil verschiedenartige mündliche Überlieferungen in geschlossenen Geschichten fest. Im Schaffen dieser Gattung werden die Brüder durch die Idealvorstellung einer Poesie gelenkt, die dem „ersten und einfachsten Leben“ naheliegt. Diesen geschichtlichen Standort der Brüder müssen wir bestimmen, wenn wir ihre Märchenarbeit begreifen wollen.

Zum Schluß dieses Berichts greifen wir nochmals auf die von WILHELM SCHOOF und INGEBORG SCHNACK besorgte Ausgabe der Briefe zurück, die von den Brüdern an Carl von Savigny geschrieben sind¹⁴. Mit diesen Briefen ist in dem, was wir vom Denken und Schaffen der Brüder wissen können, die letzte bedeutende Lücke ausgefüllt. Innerhalb der Grimm-Forschung haben sie über das, was sie an Einzelnem bringen, einen

besonderen Wert. Denn sie sind nicht nur durch das, was die Brüder an Savigny bindet, sondern vor allem durch das, was sie von ihm trennt, beispielhaft geeignet, die nicht leicht zu fassende Vorstellungswelt der Brüder aufzuhellen. Dazu hat FRANZ WIEACKER kräftig in einer Anzeige angeregt, die unter dem Titel „Savigny und die Gebrüder Grimm“ erschienen ist¹⁵. WIEACKER wendet sich mit Recht dagegen, daß immer wieder in den Darstellungen vom Denken und Leben der Brüder die Allgemeinheit der Leser um die „Dramatik“ gebracht wird, die zwischen Savigny und Jacob in ihren „zwischenmenschlichen Beziehungen“ und ihrer „sozialen Individualität“ angelegt ist. Die „Göttinger Protestation“ des Jahres 1837 und die Berliner Berufung der Grimms vom Jahre 1839/40 sind die entscheidenden Stellen, an denen diese „Dramatik“ sichtbar wird. WIEACKER folgert: „Erst der Wandel von treuester Schülerschaft zu immer wieder durch Treue und Bilder der Vergangenheit beunruhigter Abkehr erschließt den Charakter zumal Jacobs, bringt die tiefe Lebensmelodie zum Klingen, zeigt die Wagnisse der Freundschaft, die wir in unserem Leben nicht umgehen können, und enthüllt Verhängnisse der politischen Geschichte der Nation, die noch heute nicht bewältigt sind“ (S. 146). Um das gegenseitige Verhältnis von Jacob Grimm und Savigny zu erfassen, dürfte freilich nicht genügen, mit WIEACKER an Gegensatzpaare wie „liberal und kon-

¹³ Eine kluge, weitreichende Einführung in die allgemeinen Märchenfragen gibt JAN DE VRIES: Betrachtungen zum Märchen, besonders in seinem Verhältnis zur Heldensage und Mythos → FF Communications No. 150 (Helsinki 1954) 80 184 S.

¹⁴ Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Hessen und Waldeck XXIII, 1 (Berlin-Bielefeld 1953); vgl. dazu meine Besprechung → ZHG 65/66 (1954/55) 277–281. Zu ergänzen durch das dreibändige Werk von ADOLF STOLL: Friedrich Karl von Savigny (Berlin 1927/1929/1939).

¹⁵ Erste Veröffentlichung → Zeitschr. der Savigny-Stiftung, Germanistische Abt. 72 (1955) 232–244. Aufgenommen in den Sammelband: FRANZ WIEACKER: Gründer und Bewahrer (Rechtslehrer der neueren dt. Privatrechtsgeschichte) (Göttingen 1959) 144–161; dort auch der Aufsatz: ‚Friedrich Karl Savigny‘ (Gedächtnisrede vom 2. 9. 1954), S. 107–143. — Merkwürdig, daß es in der Überschrift „Gebrüder“ heißt, obwohl der Brieffitel von den „Brüdern“ spricht, wie es auch im Text heißen kann. Ich verweise in diesem Zusammenhang auf meinen Aufsatz: Brüder oder Gebrüder Grimm? → Muttersprache (1957) Heft 10, S. 388–391. Unaufhaltsam scheint das Gefühl dafür auszusterben, daß sich Jacob und Wilhelm Grimm mit sicherem Sprachgefühl nach kurzem anfänglichem Schwanken seit dem 1. Band der »Kinder- und Hausmärchen« vom Jahre 1812 nur die „Brüder Grimm“ genannt haben. Hier sollte der Hessische Geschichtsverein bei gegebener Gelegenheit in der Öffentlichkeit ein vernehmbares Wort sprechen. Nach vielen Erfahrungen, gerade auch der letzten Jahre, glaube ich zwar nicht an einen Erfolg. Aber trotzdem!

servativ, deutsch-mittelalterlich und lateinisch-humanistisch, protestierend und irenisch, sozial und individualistisch, anschaulich und logisch, bildhaft und konstruktiv, intuitiv und deduktiv“ zu erinnern (S. 160). Dies gilt auch dann, wenn man hinzunimmt, was nach WIEACKERS Aussagen Savigny und die Grimms verbindet wie etwa „Abneigung gegen den aufgeklärten Rationalismus, Kontinuitätsbewußtsein, Volksbewußtsein“ und Weisen geschichtlichen Bewußtseins überhaupt. Denn auch da wo Jacob mit Wilhelm in den Spannungen des 19. Jhdts. in einseitige Entscheidung gedrängt wird, ist er über die gegebenen Situationen hinaus, daher auch jenseits von Gegensatzpaaren wie liberal und konservativ, auf ein Dauerndes freien Lebens gerichtet, das durch die Kraft der Volk bildenden Sprache vom Altertum her im geschichtlichen Ablauf gül-

tig bleibt. Auch Savigny ging es um ein Dauerndes, das im geschichtlichen Ablauf wirksam ist. Aber bei legitimistischem Denken faßt er dies Dauernde in der Tradition des römischen Rechtes. Doch was können solche allzu allgemeinen Sätze mehr sein als behelfsmäßig gehauene Schneisen, die ein neues Blickfeld zu öffnen suchen? Wir brauchen Untersuchungen, die uns im Werk und Leben der Brüder das bewegte Innere ihres Denkens durch Vergleich mit den möglichen Denkrichtungen jener Tage begreifbar machen. Wir brauchen sie um so mehr, als uns beide durch den Fortgang der von ihnen in Gang gesetzten Wissenschaft recht ferngerückt sind. Und wir dürfen gewiß sein, daß solche Untersuchungen auch für die Wissenschaft das Bleibende ihrer Anschauungen in neuer Weise sichtbar und wirksam machen¹⁶.

Friedrich Neumann (Göttingen)

Zur Geschichte der hessischen Familiennamen

3. Herkunftsnamen*

Wer aus einem fremden Orte zuzog, wurde beim Eintragen in die Bürgerrollen meistens nach dem Orte benannt, aus welchem er gekommen war. Das sind die sog. Herkunftsnamen. Zur Zeit des Aufblühens der Stadtgemeinden strömten zahlreiche Bewohner der in nächster Nähe gelegenen Ortschaften in die Stadt hinein und erwarben das Bürgerrecht. Das Wort „Stadtluft macht frei“ übte eine große Wirkung aus, denn die Landbewohner erlangten dadurch nicht nur größere Sicherheit in Zeiten der Gefahr für Hab und Gut, sondern erlangten auch Anteil an den bürgerlichen Rechten und Gelegenheit zu mannigfachem Erwerb. Daher treffen wir in

den Rats- und Bürgerlisten des 13. und 14. Jh. die Namen der umliegenden Ortschaften häufig als Familiennamen wieder. So sind z. B. in den Bürgerrollen von Nordhausen Familiennamen aus dem 13. und 14. Jh. mit der Bezeichnung „von“ und aus einem Ortsnamen gebildet die gewöhnlichsten, z. B. Henricus de Erfordia. Das „von“ fiel später meistens weg. In Nordhausen hatten von 27 Mitgliedern des Rates im Jahre 1385 noch 13 das „von“ mit einem Ortsnamen, 1401 nur noch sieben, 1421 nur noch zwei, 1475 noch einer, 1484 keiner mehr¹.

Wir unterscheiden dabei solche, die von Ortsnamen, und solche, die von

¹⁶ Mit wachem Sinn für jene unnachahmbare Einheit von Poesie und Philologie, aus der das Werk beider Brüder in verschiedener Weise hervorgeht, hat WILL-ERICH PEUCKERT erneut ein knappes Lebensbild der Brüder veröffentlicht, auf das ich gern hinweise: Wilhelm und Jacob Grimm → Die Großen Deutschen (Deutsche Biographie), 2. Ausgabe Bd. 3 (Berlin 1956) 117–133, [1. Ausgabe Bd. 2 (1936) 185–202].

* Vgl. ZHG 67 (1956) 223 ff. u. ZHG 68 (1957) 226 ff. Wie früher wurden als Quellen Archivalien des StAM benutzt.

¹ E. HEYDENREICH: Handbuch d. praktischen Genealogie II (1913) 285.